

Kay Müller

Der Kriegsbeginn ist für Jens Schneeweiß ein Schock. „Ich habe natürlich zuerst an meine Kollegen in Russland und der Ukraine gedacht“, sagt der Wissenschaftler vom Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie in Schleswig. „Wir haben uns nach dem russischen Einmarsch in der Ukraine im Februar natürlich alle gefragt, was für Gefahren drohen und wie es weiter geht.“

Das hat auch für den Archäologen in Schleswig-Holstein Auswirkungen, denn nur drei Wochen zuvor hat er einen Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft für ein eine halbe Million Euro schweres, auf drei Jahre angelegtes Ausgrabungsprojekt in Ostriv in der Ukraine gestellt. „Wir haben dann unseren Antrag um ein weiteres Schreiben ergänzt, um deutlich zu machen, dass wir unbedingt an diesem Projekt festhalten wollen – und sei es mit Einschränkungen bei der Feldforschung.“

Und tatsächlich hat Schneeweiß jetzt die Bewilligung für das Projekt in den Händen. „Und wir haben auch schon mit den Ausgrabungen begonnen – trotz des Krieges“, sagt Schneeweiß, der sich per Video mit dem Grabungsteam austauscht. „Unsere ukrainischen Kollegen können besser als wir entscheiden, ob Grabungen möglich sind und würden sich nicht in Gefahr bringen.“

Wichtiges Personal an der Front – und nicht im Labor

Doch dass es Widrigkeiten gibt, das ist auch dem Wissenschaftler aus Schleswig-Holstein klar. „So ist der Restaurator, der die Funde in der Ukraine technisch analysieren sollte, an der Front.“ Es sei aber auch unmöglich, die Funde aus der Ukraine herauszubekommen. „Also werden wir jemanden anlernen müssen, der den Job übernimmt“, sagt Schneeweiß, der zuversichtlich ist, in den kommenden zwei Jahren neue Forschungsergebnisse präsentieren zu können.

Schneeweiß meint, dass das Projekt für die Grabungsteams in der Ukraine auch „ein Stück Normalität in diesen schwierigen Zei-

Ausgrabungen mitten im russischen Angriffskrieg

Archäologen aus Schleswig forschen weiter in der Ukraine zum Leben im Mittelalter – dabei entdecken sie erstaunliche Parallelen zur Gegenwart



Historischer Fund aus dem August: Diese Hufeisenfibel vom westbaltischen Typ (Gewandspange) hat vermutlich ein baltischer Söldner getragen – der im 11. Jahrhundert die Südgrenze des Kiewer Reichs gegen Reitervölker aus den Steppen sichern sollte. Foto: V. Baranov

„Der Restaurator, der die Funde in der Ukraine technisch analysieren sollte, ist an der Front.“

Jens Schneeweiß
Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie

ten“ ist. Dazu trage auch die Bedeutsamkeit des Fundplatzes bei. „Es ist äußerst selten, dass von einem Fundort, an dem wir Skelette und Grabbeigaben finden, auch schriftliche Zeug-

nisse überliefert sind“, sagt der habilitierte Archäologe. Gerade deswegen sei es wichtig, am Ball zu bleiben, denn immer wieder gebe es Grabräuber, die sich der antiken Schätze bemächtigen wollen, um sie gewinnbringend zu verkaufen. „Dabei zerstören sie aber den Fundort“, sagt Schneeweiß.

Schon im Mittelalter war das Kiewer Reich bedroht

Das Ausgrabungsfeld liegt rund 100 Kilometer südlich von Kiew und ist bereits seit

2017 mit einer Pilotstudie erforscht worden. Es befindet sich an der Ostgrenze des ersten Staates auf dem Gebiet der späteren Sowjetunion. Anhand der bisherigen Funde aus dem 11. Jahrhundert vermuten Schneeweiß und seine Kollegen, dass Söldner aus dem Baltikum an der Südgrenze des Kiewer Reichs zur Grenzsicherung gegen Reitervölker aus den Steppen eingesetzt worden sein könnten. Das zeigen Funde von Gräbern und die Grabbeigaben, die es so auch im Baltikum gab.

Ein bisschen drängen sich Vergleiche zur heutigen Zeit auf: Eine Macht aus dem Westen versucht, den Einheimischen militärisch gegen Aggressoren aus dem Osten zu helfen, die den Staat attackieren. So einen Vergleich würde Schneeweiß indes nie ziehen, denn er ist eben stark vereinfacht. Dass die Ausgrabung in der Ukraine aber auch eine politische Position hat, will der 52-Jährige jedoch gar nicht verhehlen. „Wir erfahren ganz viel über ethnische Probleme, über Fremde in unterschiedlichen Gesellschaften und

über deren Integration. Themen, die uns auch heute beschäftigen.“

Denn dass die Geschichte auch als politische Waffe benutzt werden kann, ist dem Archäologen klar. „Dafür gibt es auf der Welt immer wieder Beispiele – und Wladimir Putin macht da keine Ausnahme.“

„Putin versucht, als selbst ernannter Historiker die Geschichte zu verbiegen und sie für sein eigenes Narrativ zu nutzen.“

Jens Schneeweiß
Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie

Etwa wenn er die Kontinuität der mittelalterlichen christlichen Völker, mit deren Geschichte sich Schneeweiß beschäftigt, bis zu seiner Herrschaft nachzeichnen wolle. „Putin versucht, als selbst ernannter Historiker die Geschichte zu verbiegen und sie für sein eigenes Narrativ zu nutzen.“ Er benutze archäologische Ergebnisse und vereinfache sie so, dass sie auch als Rechtfertigung für einen Krieg herhalten könnten.

Wenn diese Erzählungen auch bei vielen Menschen verfangen – die Mehrheit der Wissenschaftler in der Ukraine und in Russland könnten da schon genauer differenzieren, sagt Schneeweiß. Das sei auch ein Grund, warum das Projekt weiterlaufe, so der Forscher, der sich weitere Hinweise darüber erhofft, wie das Alltagsleben der Menschen vor rund 1000 Jahren ausgesehen hat.

Jens Schneeweiß war schon oft in Russland und der Ukraine, aber noch nie am aktuellen Ausgrabungsfeld. Bis jetzt hätten die Grabungsteams an dem Siedlungs- und Burgplatz am Fluss Ros schon an die 100 Skelette ausgraben können. Jetzt werden die Funde weiter ausgewertet und analysiert. Die nächste Phase der Ausgrabungen soll im kommenden Frühjahr beginnen. „Ich selbst war noch nie da“, sagt Jens Schneeweiß, der sich, wie wohl sehr viele Menschen in diesen Zeiten, Frieden wünscht und in Gedanken bei den Menschen in der Ukraine ist. „Das schönste wäre doch, wenn wir im Frühjahr dort gemeinsam graben könnten.“



Wissenschaftler bei der Arbeit: Jens Schneeweiß koordiniert das Forschungsprojekt von seinem Büro auf Schloss Gottorf aus. Foto: M. Staudt



Sie wollen schneller als die Grabräuber sein: Das Grabungsteam ist 100 Kilometer südlich von Kiew im Einsatz. Foto: V. Baranov